# Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weißl.

(4. Fortsetzung.)

Man wird folglich mit der Annahme nicht fehlgehen, daß das Opfer des Mörders sich aus irgendeinem Grunde unter falschem Namen in Hernals einquartirte, daß er einem ganz anderen Stande angehörte. In dieser Annahme wird man durch die Aussage des Polizeiarztes bestärkt. Seiner Ansicht nach sprechen die Art der Körperpflege des Ermordeten, die Goldplomben in den Zähnen, Anzeichen, welche darauf hindeuten, daß der Ermordete viel und in jüngster noch geritten sei, Narben von Säbelhieben, besonders die Stirnnarbe, die Strebinger überschminkte, der künstlich hergestellte Schmutz an den Händen und über der Schminke auf der Stirn unzweideutig dafür, daß man es mit einem Mitgliede der guten Gesellschaft, vermuthlich mit einem Offizier zu thun hat. Was diesen Herrn veranlaßt haben mag, die Verkleidung zu wählen und sich in Hernals in so geheimnißvoller Weise einzuquartiren, hängt vielleicht mit einer anderen Affäre zusammen, die ich später besprechen werde. Wir stehen aber vor der Thatsache, daß wir das Opfer des Verbrechens nicht zu agnosziren imstande sind, daß wir also gar nicht wissen, wer eigentlich ermordet worden ist.

Ebenso finden wir auf die Frage keine Antwort: Womit an dem Unbekannten das Verbrechen begangen wurde?

Wir haben eine kleinkalibrige Kugel im Bilderrahmen gefunden, die unzweifelhaft den Tod des Mannes herbeigeführt hat. Aber, meine Herren, niemand hat einen Schuß fallen gehört.

Nach der Richtung hin ist genau geforscht worden. Im gegenüberliegenden Hause wohnt im ersten Stockwerke der Buchhalter Pflegling, dessen Frau am kritischen Abend verspätet von einem Besuch heimkehrte. Pflegling erklärt ganz bestimmt, sich in der angegebenen Zeit nicht vom Fenster gerührt zu haben, da er auf seine Frau wartete. Er hätte den Schuß unbedingt hören müssen. Ueber dem Ehepaar Müller wohnt ein Student. Er studirte an jenem Abend; auch er hat nichts gehört. Der Wachmann Stolzengruber — und das ist das wichtigste Zeugniß — patrouillirte bekanntlich um dreiviertel neun Uhr am Fenster vorbei und sah, wie Sie wissen, zwei Männer in erregtem Gespräch. Er ging bis zur Hofgasse vor, dem Gäßchen, das zur Silbinggasse führt, und blieb an der Ecke stehen. Er befand sich also kaum zweihundert Schritte vom Thatort entfernt. Um neun Uhr fand ihn der Revierinspektor dort, und bald darauf erstattete ihm Frau Müller an derselben Stelle die erste Anzeige.

Wachmann Stolzengruber hat sich also von dreiviertel neun bis viertel zehn Uhr nicht von der Stelle gerührt. Auch er hat keine Schußdetonation vernommen. Ich habe die gefundene Kugel mikroskopisch untersuchen lassen. Bei der Untersuchung konnten Pulverspuren nicht festgestellt werden. Es ergibt sich somit die höchst merkwürdige Thatsache, daß ein Unbekannter meuchlings von einer Kugel getroffen wurde, und daß doch niemand den Schuß gehört hat, daß die Kugel aus einer Waffe kam, bei der Pulver nicht verwendet wurde.

Ebensowenig wissen wir, wie das Verbrechen verübt wurde. Auf der Straße konnte der Mörder nicht gestanden haben. Es bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß er aus dem Hochparterre des gegenüberliegenden Hauses schoß. Dort liegt eine unbewohnte Wohnung, deren Schlüssel der Hausbesorger verwahrt. Am kritischen Abend hing der Schlüssel auf dem Schlüsselbrett. Die Frau und die Kinder gaben das mit aller Bestimmtheit an. In der leeren Wohnung fand man im Staube wohl Menschenspuren, auch beim Fenster, aber der Hausbesorger hat am selben Nachmittag einer Partei die Wohnräume gezeigt, die auch probirte, ob das Fenster gut schließe. Es ist dies der Postoffizial Hausner, auf den nicht der geringste Verdacht fällt. Um also zusammenzufassen:

1. Wissen wir nicht, wer der Ermordete ist;
2. wissen wir nicht, wie und womit das Verbrechen verübt wurde;
3. fehlt jeder Anhaltspunkt über [illegible] des Thäters und infolgedessen
4. jede Muthmaßung bezüglich des Motives.

So steht die Affäre.

Polizeirath Wurz machte eine Pause, gleichsam als warte er auf Einwendungen oder Fragen.

Da alles still blieb, fuhr er fort: Bleiben noch drei Momente zu erwähnen: das grüne Auto, der unbekannte Zeuge des Mordes und der räthselhafte Domino auf der Sophiensaalredoute vom 12. Januar, dem Tage des Mordes.

Was das grüne Auto anbelangt, so gibt es deren hundertdreiundzwanzig in Wien. Sie gehören hohen und höchsten Herrschaften. Dessenungeachtet wurde von unseren Agenten das Material aufgearbeitet. Sämmtliche Chauffeure wurden vernommen und gefragt, ob sie am 12. Januar gegen neun Uhr abends in der Nähe der Grillhoferstraße gewesen seien. Keines der Automobile war dort. Auch jenes, das vom Sophiensaal wegfuhr, konnte nicht gefunden werden. Darüber darf man sich nicht wundern. Es wird wohl weit mehr als hundertdreiundzwanzig grüne Automobile in Wien geben. Dann braucht man ja das Fahrzeug nur anders anstreichen zu lassen, und die Spur ist verwischt. Dazu ist kein großer Apparat nöthig; das kann ein verschwiegener Chauffeur ganz allein besorgen. Gesehen wurde das grüne Auto vom Portier des Sophiensaales, von Doktor Specht und von der Kellnerin sowie zwei Gästen eines Kaffeeschankes in der Silbinggasse. Und ungefähr zwei Stunden später von Doktor Specht und einem Wachmann auf dem Gürtel. Ob es sich in diesen drei Fällen um ein und dasselbe Automobil handelt, konnte natürlich nicht bewiesen werden.

Der Zeuge des Mordes wird vom Wachmann Stolzengruber und den Gästen des Kaffeeschankes als eleganter, großer, blonder Herr mit verlebten Zügen, blondem Schnurrbart, mit Stadtpelz und Monokel geschildert. Dieser Herr war unzweifelhaft, während die That begangen wurde, im Zimmer des Ermordeten. Er blies dann die Lampe aus, sprang durch das Fenster in den Garten, durchquerte ihn laufend, überstieg den Zaun, lief die Hofgasse hinab, bog in die Silbinggasse ein, verlor auf dem Wege einen Brief, trat in den Kaffeeschank des Kaspar Matowitz, eines übel beleumundeten Individuums, ein und wartete dort ungefähr drei Viertelstunden, bis ein grünes Automobil ihn abholte. Dies war gegen dreiviertel zehn Uhr. Das Automobil, dem Doktor Specht nach elf Uhr begegnete, war es also nicht. Weiter läßt sich die Spur dieses Herrn vorläufig nicht verfolgen.

Der räthselhafte Domino endlich ist eine Dame guter Abkunft, wie Doktor Specht versichert, feiner Bildung und schönen Wuchses. Doktor Specht stand mit der Dame in anonymer Correspondenz, die durch die Fremde eingeleitet worden war. Doktor Specht wurde von der Fremden auf die Redoute bestellt, und dort machte sie sich dadurch verdächtig, daß sie für die Spionageaffäre lebhaftes Interesse zeigte und die Aufmerksamkeit des Herrn Kommissars gerade auf ein Haus, Grillhoferstraße Nr. 46 lenkte, als sie von einer zweiten Maske eine Nachricht erhielt, die sie tief erschreckte, vermuthlich die Nachricht von dem Verbrechen, denn sie brach in den Ausruf aus: „Erschossen . . .?"

Dazu kommt, daß in der Tasche des Ermordeten die abgerissene Seite eines Briefes, den Doktor Specht an die Dame gerichtet hatte, gefunden wurde, und daß der Zeuge der That die zweite Seite desselben Briefes auf der Flucht verlor.

Dies wird sich wohl folgendermaßen verhalten: Der Unbekannte, der in die Correspondenz der Dame mit Doktor Specht eingeweiht war, trug zufällig, als er in die Grillhoferstraße kam, den Brief bei sich. Im Laufe des Gespräches mußte etwas notirt werden. Da kein Papier zur Hand war, wurde von dem Briefe die eine Seite abgerissen und auf der unbeschriebenen Seite die Notiz gemacht. Den anderen Theil des Briefes steckte der Fremde in seinen Pelz, wahrscheinlich in die äußere Tasche, aus der sie später beim Laufen herausfiel. Die Notiz auf dem Blatte lautet: „Morgen halb neun Uhr — es folgen einige Zahlen — anrufen." Diese Zahlen sind Chiffreschrift. Den Schlüssel hierzu haben wir noch nicht gefunden.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der schwarze Domino mit dem Verbrechen in Zusammenhang steht. Weiter ist es zweifellos, daß der Mord in der Grillhoferstraße und die Spionageaffäre innig miteinander verknüpft sind. Ich bitte nur folgendes gegenüberzustellen:

Die Dokumente wurden am 3. Januar nachts aus dem Schreibtisch des Feldmarschall-Leutnants Holmhorst entwendet. Am 4. früh logirte sich der sonderbare Fremde als Arbeiter in der Grillhoferstraße ein.

Eine Frau machte Doktor Specht auf das Haus Grillhoferstraße 46 aufmerksam, und dort wurde um dieselbe Zeit ein Mord verübt.

Sie erhielt auf der Stelle Kenntniß von dem Verbrechen, und bei dem Ermordeten fanden sich auf einem an sie gerichteten Briefe Aufzeichnungen in Chiffreschrift, wie man sie nur im diplomatischen Verkehr bei wichtigen Anlässen gebraucht.

Die Spuren beider Verbrecher führen in die beste Gesellschaft und verschwinden dort.

Um das Gesagte zusammenzudrängen: Der Mord in der Grillhoferstraße ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Folge der Entwendung der militärischen Dokumente. Vielleicht wurden beide Verbrechen von derselben Person verübt. Wenn es gelingt, die eine Affäre aufzuklären, wird sich die Lösung des zweiten Räthsels von selbst ergeben. Wenn wir den schwarzen Domino finden, haben wir wahrscheinlich auch den Mörder und den Dieb."

## 4. Kapitel.

Kommissar Doktor Martens war ein ungemein ehrgeiziger Beamter. Es erfüllte ihn mit Stolz, daß der Polizeirath gerade ihm den schwierigen Fall übergeben hatte. Eine Stunde nach der Berathung beim Präsidenten war Doktor Martens mit zwei Detektivs auf dem Wege nach der Grillhoferstraße. Er wollte die Daten des Polizeirathes überprüfen und auf Grund eigener Wahrnehmungen weiter handeln.

Vor dem Hause Nr. 46 blieb der Kommissar stehen und sah sich aufmerksam nach allen Seiten um.

In dem einen Punkte hatte der Polizeirath zweifellos recht: auf der Straße konnte der Mörder nicht gestanden haben. Von der Straße aus sah man nur den oberen Wandrand und die Decke des Zimmers im Hochparterre.

Der Kommissar begab sich in das gegenüberliegende Haus, wo im ersten Stockwerk der Buchhalter Pflegling wohnte.

Ein gemüthlicher, alter, dicker Herr empfing ihn in einem möblirten Speisezimmer, durch dessen Fenster man das Haus Nr. 46 sah.

Der Kommissar stellte einige besondere Fragen und trat zum Fenster, um sich von dem Buchhalter das Zimmer zeigen zu lassen, in dem der Ermordete aufgefunden worden war.

Ein einziger Blick überzeugte ihn von der Unmöglichkeit, daß von hier aus geschossen wurde.

Blieb also nur noch die unbewohnte Wohnung im Hochparterre.

Der Kommissar winkte den auf dem Gange wartenden Detektiv und stieg zum Hausbesorger hinab.

„Kommen Sie mit mir in die leere Hochparterrewohnung," befahl der Kommissar. „Ich habe einige Fragen an Sie Sie zu stellen."

„San Sö von der Polizei?"

„Gewiß."

„Bitt' schön," erwiderte der Hausbesorger, „kommen S' mit."

Zu der fraglichen Wohnung führten nur einige Stufen. Sie lag am Ende des dunklen Ganges. Der Eingang war in eine Nische hineingebaut.

Dem Hausbesorger, der eilig öffnen wollte, gelang es nicht gleich, das Schloß aufzusperren.

„Dös Malefizschloß! Nit zum Aufbringen," knurrte er. „Es muß wer in dem G'schloß umanander g'stiert ho'm. Teixel! ob's d' aufgehst!"

Endlich schnappte der Schlüssel ein.

Der Kommissar beauftragte einen Detektiv, sofort einen Schlosser zu holen. Er selbst betrat mit dem Hausbesorger und dem zweiten Detektiv die Wohnung.

Sie bestand aus Zimmer, Kabinett und Küche.

Doktor Martens durchschritt die Räume und blieb im Kabinett stehen. Nur um diesen Raum konnte es sich handeln. Vom Fenster aus übersah man klar das jenseits der Straße liegende Zimmer. Hier mußte der Mörder gestanden haben, als er den tödtlichen Schuß abgab.

Hatte er Spuren hinterlassen? . . .

Aufmerksam prüfte der Kommissar alles: den Fußboden, die kahlen Wände, endlich das Fensterbrett.

In dem leeren Raum war nichts Besonderes zu entdecken. Staub lag überall umher. In einer Ecke neben dem Fenster war er zu einem Häufchen zusammengekehrt.

„Wer hat denn da gekehrt?"

„Mei Alte, bitt' schön, Herr kaiserlicher Rath."

„So, wann denn?"

„Sie hat a bisserl reing'macht, wie s' g'hört hat, daß die Herren von der Polizei herüberkommen wer'n, damit die Wohnung a bisserl a G'sicht kriegt."

Der Kommissar überlegte. Jedenfalls war nach dem Morde gekehrt worden. Wenn überhaupt Spuren vorhanden waren, so konnte er sie nur dort finden.

Doktor Martens nahm einen großen Bogen Papier und ließ den Detektiv den Staub bis auf das letzte Restchen darauftehren. Mitten in der Arbeit hielt der Agent plötzlich inne.

„Was gibt's denn?"

„Herr Doktor, ich hab' was g'funden."

Der Detektiv hielt dem Kommissar einen kleinen, schmutzigen Gegenstand hin.

Doktor Martens betrachtete ihn genau.

(Fortsetzung folgt.)

— Heutzutage. „Glauben Sie, daß ich mit dieser Dame glücklich werde?" Heirathsvermittler: „Ich sag' Ihnen, mit der halten Sie 's mindestens zehn Jahre aus!"

— Partielle Lösung. — „Dein Verehrer, der Seeoffizier, wird dich auch heirathen?" — „Ja, für mich ist die Marinefrage gelöst."

— Frühe Besorgniß. — „Herr Doktor, ein Mädchen haben Sie bekommen!" Doktor: „Ei, ei, ein Mädchen! — Wenn es nur nicht sitzen bleibt!"

## Das Geheimnis.

Skizze von Käte Lubowski.

Sie sagten alle, daß er ein starker Mann von eisernem Willen sei. Hatte er den unerwarteten Tod der geliebten Frau nicht wie ein Held ertragen und sich, obschon seinem Vater verfehlte Spekulationen den Revolver in die Hand gedrückt und er nun an der Kirchhofsmauer schlafen mußte, nicht in derselben Stadt eine hochgeachtete Stellung gesichert?

Und er sollte nun plötzlich der Aufgabe nicht gewachsen sein, einen eigensinnigen, trotzerfüllten zehnjährigen Jungen unter seinen Willen zu zwingen? Wie wäre das wohl möglich?

Hellmut Nietzendorff war ein feingliedriger, schmaler Knabe, der nur selten von den dunklen, leidenschaftlichen Augen die Lieder hob. Ein Kerlchen, das eigentlich vor der Kraft des Hünen, der sein Vater wär, hätte erzittern müssen.

Aber er schien sie überhaupt nicht zu empfinden.

So oft der Vater ihn auch mit barschem Befehl gefügig machen wollte, ihn in höchster Erregung wohl packte und schüttelte, als wenn die Hand des Gärtners von jungen Bäumen häßliches Gewürm entfernen will, so oft setzte er sich auch zur Wehr. Wortlos, mit zusammengebissenen Zähnen, jeden Muskel in dem mageren Jungengesicht angespannt, wehrte er sich und siegte zuletzt, denn keine Strafe brach seinen Trotz. Der Fabrikbesitzer Nietzendorff empfand diese Mißerfolge unangenehm, vor guten Freunden und getreuen Nachbarn zumal, denn trotz aller Zurückhaltung war mancherlei von der kindlichen Ungefügigkeit durchgesickert. Die Stadt war enge und der Ereignisse wenig.

Beim Sonnabendschoppen, der die Männer der Arbeit zur bestimmten Stunde einte, konnte man es sich zuweilen nicht versagen, unter der Maske ehrlicher Teilnahme kleine Nadelstiche auszuteilen. Darin war besonders Nietzendorffs kleiner und ungefährlicher Konkurrent an diesem Ort groß. Mit leiser, sanfter Stimme redete der eines Tages darüber.

„Wie ist es nur möglich, bester Nietzendorff, daß Ihr Helmut so gar keinen Gehorsam kennt?"

Der Befragte hatte sich gut in der Gewalt. In seinem Gesicht veränderte sich nichts, und er sagte, um diese Unterhaltung mit kurzer Entgegnung abzubrechen :

„Sie sollten doch am besten wissen, wie alles in unserem Nest übertrieben wird, Herr Bulkow."

Doch der andere ließ sich den langen Faden nicht so leicht entreißen.

„Soweit die Damen dabei eine Rolle mitspielen, mögen Sie vielleicht recht haben. Aber wir Männer stehen doch wohl abseits davon. Von Mund zu Mund übertreibt da keiner wissentlich. Oder glauben Sie im Ernst, daß es unser verehrter Herr Bürgermeister Wilms nicht sehr genau mit der Wahrheit nimmt?"

Der Fabrikbesitzer hob lauschend den Kopf, als treffe ein neuer Ton sein Ohr.

„Wer spricht denn vom Bürgermeister? Sie wissen ja, wie hoch ich ihn schätze."

„Darum eben wundere ich mich auch so sehr. Sie können doch die Geschichte unmöglich so leicht nehmen. Oder sollten Sie noch gar nichts wissen?"

Nein, der Fabrikbesitzer Nietzendorff ahnte nichts von dem neuen Unheil, das sein einziges Kind schon wieder angezettelt. Nun wechselte er doch die Farbe, und zu beiden Seiten des energisch geschnittenen Mundes standen plötzlich zwei scharfe, kummervolle Falten.

Da hob der andere die Hand.

„Pardon, dann habe ich natürlich nichts gesagt!"

Nun aber wollte der alte Nietzendorff auch die volle Wahrheit wissen.

„Es sollte Ihnen nicht fremd sein, daß halbe Andeutungen nicht gerade schicklich sind. Darum darf ich nun wohl um völlige Aufklärung bitten."

Da begann der andere wichtig und gelaufig zu erzählen :

„Natürlich stehen Kindereien dahinter. Der Aelteste unseres Bürgermeisters, der ja bereits in der Obertertia ist, hat neulich mal irgend etwas mit dem kleinen, buckligen Rendantensohn vorgehabt. Was — habe ich vergessen. Kurz, Ihr Sohn hat sich damals als Beschützer des Angegriffenen aufgetan und Sühne für ihn verlangt, ohne sie erhalten zu haben. Da hat nun heute morgen Ihr Sohn Helmut dem Herbert Wilms ohne die geringste Veranlassung vor der ganzen Klasse dreimal ins Gesicht geschlagen. Dreimal!"

Der Fabrikbesitzer saß wie erstarrt.

Der Erzähler leckte mit der flinken Zunge behaglich den Mund:

„Viel ist jetzt nicht mehr zu berichten. Der Lehrer hat natürlich alles sofort festgestellt und ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß Ihr Sohn dem Beleidigten — ebenfalls vor der ganzen Klasse — Abbitte leisten muß. Das ist doch eigentlich selbstverständlich. Aber — Ihr Helmut hat es natürlich nicht getan."

Dieser letzten Versicherung hätte es nicht bedurft. Das wußte der Fabrikbesitzer auch so. Dieser unbändige Trotz ließ sich eben von niemand biegen. Und dennoch mußte er es noch einmal versuchen!

Als er, eine halbe Stunde später, vor seinem Kinde stand, hielt er sich noch im Zaum:

„Ich habe bereits von dem heutigen Vorgang in der Schule erfahren, Helmut. Erzähle mir alles. Oder nein, antworte nur auf meine Fragen. Warum schlugst du Herbert Wilms, den Bürgermeistersohn, dreimal vor seiner Klasse ins Gesicht?"

Eine rote Lohe schlug über das magere Gesicht.

„Er verhöhnt den kleinen Frank nun schon seit Monaten. Und das soll er nicht!"

„Was geht denn Dich das an?"

Das Kindergesicht schien zu erstarren.

„Er ist doch ein — Krüppel."

„Hat Herbert Wilms denn auch Dich mit bösen Worten oder gar mit Schlägen angegriffen?"

„Mich? Nein!"

„Dann also wirst Du ihm auch Abbitte leisten müssen!"

„Nein, Vater." Ganz ruhig und bestimmt klang das.

Den Fabrikbesitzer packte ein furchtbarer Zorn. Seine Hand holte zum Schlage aus. Aber noch einmal besann er sich und ließ sie sinken.

„Ich werde dich züchtigen, wenn Du es nicht tust."

Helmut Nietzendorff ließ sich schlagen. Zum ersten Mal. Zwischen seinen Lippen stand zuletzt ein kleiner, heller Tropfen Blut, weil er die Zähne hineingrub, um nicht aufzuschreien.

Aber er schüttelte doch den Kopf, als sein Vater die Frage wiederholte.

In dieser Nacht erlosch das Licht in dem Arbeitszimmer des Fabrikbesitzers Nietzendorff erst, als der Morgen graute. Dann aber hatte er sich auch zu einer Entscheidung durchgerungen :

„Ich werde den Jungen aus dem Hause zu dem alten Professor Eberhardt tun, dessen Härte sprichwörtlich in dieser Stadt geworden."

Und noch in einem anderen Stübchen hatte es heute nicht gedunkelt. Das Nietzendorffsche Haus besaß im Oberstock zwei schräge, weißgetünchte Mansardenstuben, in denen Jakobinchen Klang nun schon seit zwölf Jahren hauste.

Die junge, frühverstorbene Frau Nietzendorff hatte einst diesem kleinen, alten Nähfräulein für billiges Geld die Wohnung überlassen. Seither lebte sie still und einsam darin. Nähen konnte sie längst nicht mehr. Die böse Gicht hatte ihre Finger gekrümmt, so daß sie beständig etwas Geheimnisvolles zu halten schienen. Sie lebte schlicht und recht von ihren kleinen Ersparnissen und dem, was der Herrgott zur Sommerszeit an Pilzen und Beeren in seinem großen schönen Walde wachsen ließ.

Freundinnen besaß sie nicht. Sie war immer still für sich hin, und wenn sie einmal ausnahmsweise den Mund zum Sprechen auftat, so war es, als wenn ein ängstlicher, kranker Vogel piepte. Und zu dieser kleinen Jakobine Klang hatte gestern abend noch ganz spät die große imposante Haushälterin des Fabrikbesitzers ihre Klagen getragen.

„Denken Sie sich nur, der Nichtsnutz, der Helmut, Jakobinchen. Na, der Herr hat es ihm aber auch besorgt. Ich hätte die Schläge nicht haben mögen. Und passen Sie auf, der darf jetzt auch nicht länger an unserem Tisch essen. Dafür kenne ich doch den Herrn."

Jakobinchen Klang kannte ihn ebenfalls und wußte, daß die aufgeregte Frau nicht übertrieben hatte.

Das arme Helmutchen! Lieber Gott, wenn sie nur zu ihm könnte!

Nun dachte sie schon drei Tage darüber nach, wie ihrem kleinen Freunde zu helfen. Aber nichts wollte sich finden.

An einem Nachmittag, so in der letzten Stunde, schreckte sie plötzlich empor und lauschte hinaus. Das Feuerhorn gellte schauerlich durch die Sträßen. Die Menschen stürzten zu den Türen heraus, lehnten sich weit aus den Fenstern.

Auch Helmuts Vater begab sich unverzüglich zu der freiwilligen Feuerwehr, dessen Kommandant er war, und die Haushälterin hatte ein neue Schürze umgetan und gesellte sich ebenfalls dem lebenden Strome zu.

Nun saß das Helmutchen da unten ganz allein, denn er würde wohl keine Lust haben, mitzulaufen.

Einen Augenblick überlegte Jakobinchen Klang. Dann zog sie das dünne Tuch enger um die spitzen Schultern, steckte ein Täfelchen Schokolade zu sich und trippelte eilig hinaus. — —

Der Fabrikbesitzer Nietzendorff ward gar bald inne, daß es hier keine ernstliche Arbeit für ihn gab. Nur ein Fenster Gardinen war in Brand geraten.

Nun benutzten Helfer und Schaulustige sogleich die günstige Gelegenheit, um sich im Gasthaus über den unverantwortlichen Leichtsinn mancher Menschen ausführlich zu unterhalten.

Dem Fabrikbesitzer aber war die Lust an jeglicher Geselligkeit vergangen. Er ging nach Hause.

Vor den dicken Portieren, durch deren geteilte Mittel der Fabrikbesitzer in das Spiel- und Arbeitszimmer seines Sohnes zu sehen vermochte, hielt er inne.

Was war das?

Da drüben am Fenster kauerte das armselige, kleine Geschöpf, hielt seinen Jungen in den Armen, streichelte und küßte ihn, weinte, flehte und gab ihm die zärtlichsten Kosenamen:

„Mein Herzblatt, tu es doch! Mir zuliebe! Sieh, wenn Du auch noch weggehst, bin ich allein. Niemand habe ich, blos Dich, meinen Sonnenschein! Was soll denn aus mir werden? Ich fühle es, daß ich sterben muß, wenn Du nicht mehr zu mir kommst. Und ich möchte noch so gern leben. Tu es, Helmutchen, gehe hin, bitte ab. Beiße die Zähne zusammen. Denke, wie lieb ich Dich habe, wie sehr, sehr lieb, und daß Du mein Ein und Alles auf der Welt bist."

Und das magere Jungengesicht, bisher verzerrt von Kampf und Not, erschien jetzt plötzlich in Weichheit und Liebe verklärt. Er, der in diesen langen, harten, schrecklichen Tagen auch nicht eine Träne vergossen hatte, weinte jetzt, lehnte seinen Kopf an die Brust und schlang Beide Arme um ihren Hals:

„Ich will jetzt abbitten. . ."

* * *

Was war nur mit dem stolzen Fabrikbesitzer Nietzendorff geschehen? Niemand wußte es! Sie kamen aus dem Verwundern über ihn nicht heraus.

Denn der Helmut, der Nichtsnutz, blieb daheim, und Jakobinchen Klang, die doch für jeden Aesthetiker ein unangenehmer Anblick war, zog aus den Mansarden in das Unterhaus.

Und an schönen Sonnabendnachmittagen, wenn die Fabrik Feierabend gemacht hatte, konnte man die drei, den Fabrikherrn, seinen Jungen und das alte Jakobinchen, gemeinsam in den Wald pilgern sehen. Sie rieten alle an dem großen Geheimnis und fanden doch die einfachste Lösung nicht: daß die Kraft der Liebe stärker und gewaltiger ist denn alles!

— Auf der Landstraße von Schwanewede nahe Sankt Magnus bei Bremen ist in einem Graben eine Leiche gefunden worden, die als diejenige des 50jährigen Oberlehrers Dr. Ernst Spieder, angeblich zuletzt in Itzehoe in Hollstein tätig, rekognoszziert wurde. Dr. Spieder hat nach den vorgefundenen Papieren in Königsberg studiert und erwarb die „Facultas Dozendi" für Deutsch, Latein, Griechisch, Englisch und Französisch. Die Papiere waren in Ordnung. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß der Mann Hungers gestorben ist.

**Geschneidertes Kleid für Morgengebrauch.** Von allen für den Frühherbst wünschenswerten Kostümen sind wenige wirklich so praktisch wie das schneidergemachte Kleid aus Worsted-Stoff in mittlerer Schwere. Das hier abgebildete Kleid ist aus dunkelblauem feinen Serge in zwei Sektionen gemacht, aber als ein Kleidungsstück fertiggestellt, hat einen Kragen, Aermelbesatz und vom Hals bis zu den Füßen reichendes schwarz gestreiftes weißes Samtband, das mit einem Gürtel mit Schnalle aus Mattgold harmoniert. Die Elfenbein-Kugelknöpfe, welche den vorderen Teil der lose anpassenden Taille schließen, und der obere des Rockes harmonieren mit den Studs des Kragens, welcher unter einer Kravatte von blauer Seidenlitze zusammenkommt. Brust und Kopf eines blaugrün gefiederten Vogels krönen den weißen Filzhut, dessen Rand hinten einen teilweisen Aufschlag von kleinen Van Dykes in dunkelblauem Samt hat.

## Der Erfinder des Champagners.

Daß der Champagner ursprünglich aus Frankreich kam, ist eine unbestrittene Tatsache. Der Champagner hat aber auch einen wirklichen Erfinder, genau wie das Schießpulver, und das ging so zu:

Im 17. Jahrhundert stand an den Ufern der Marne, etwa eine halbe Wegstunde von der alten französischen Krönungsstadt Reims entfernt, unweit des Dörfchens Hautvilliers, ein altes Kloster, in dem viele Mönche hausten. Einer dieser Mönche, Dom Perignon mit Namen, soll das berühmte Getränk „erfunden" haben. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es nämlich, die Weinberge des Klosters zu warten und den Bestand der in den Kellern liegenden Weine zu hüten. Man hatte ihm dies alles anvertraut, weil er unter den Patres und Fratres den Ruf genoß, der größte Feinschmecker zu sein. Sein Geschmack soll so fein gewesen sein, daß man ihm bei verbundenen Augen eine Kostprobe vorsetzen konnte, und er trotzdem genau ansagte, von welchem Weinberg des Klosters der betreffende Wein stammte. Wenn wir den alten Chroniken Glauben schenken dürfen, so kam Don Perignon auch das Verdienst zu, als erster entdeckt zu haben, daß der Wein außerordentlich an Feinheit gewinnt, wenn man ihn mit dem Naß eines benachbarten Weinberges mischt. Auch der Gebrauch des Korkes zum Verschließen der Weinflaschen wird auf ihn zurückgeführt, während man sich früher einer kleinen Portion Wachs und Oel bedient hatte, um die Flaschen zu schließen.

Eines Tages nun kam der Mönch auf den Gedanken, seinen Wein gären zu lassen, „moussirenden Wein" zu erzeugen. (Moussirend heißt nichts weiter wie schäumend, so daß eigentlich Schaumwein eine sehr gute Verdeutschung ist.) Perignon suchte natürlich so lange als möglich seine Erfindung geheim zu halten; aber der Ruf des Schaumweins verbreitete sich doch rasch, und der Mönch bekam zahlreiche Konkurrenten. Schließlich fehlte der neue Wein auf keiner herrschaftlichen Tafel, und besonders Ludwig XV., dessen Vorliebe für die Champagne ohnedies bekannt war, trug nicht wenig dazu bei, den Ruf des Schaumweins zu festigen und ihn „in Mode zu bringen."

Eine eigenartige Klage wird binnen Kurzem die Gerichte mit der Schadenersatz-Forderung von William J. Hilden, einem prominenten Deutschen und Beamten der Botany Worsted Mills, Passaic, beschäftigten, welcher von der Fullers Expreß Co. $350 für den Verlust von Wein verlangt. Hilden kaufte den Wein letzten Winter mit der Weisung, das Getränk durch die genannte Expreß-Gesellschaft zu senden. Als mehrere Tage nach Bestellung der Wein eintraf, war derselbe zu Eis erstarrt und ungenießbar.